

JESPER JUUL



Was Familien trägt

Werte in Erziehung und
Partnerschaft

Ein Orientierungsbuch

BELTZ

Leseprobe aus: Juul, Was Familien trägt, ISBN 978-3-407-22950-2

© 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-22950-2>

Einleitung

Überall in Europa ist das Leben der Familien heutzutage von mehr oder minder großer Unsicherheit und Neugierde geprägt. Die traditionelle Kernfamilie mit ihrer starren Rollenverteilung und dem ehelichen Versprechen »Bis dass der Tod uns scheidet« ist bereits vor einer Generation zusammengebrochen. Meine eigene Generation – die erste nach dem Zusammenbruch – hat sich mit einer Handvoll Parolen und zahlreichen Scheidungen zu behelfen versucht, doch sind im Grunde erst in den letzten zehn Jahren neue Spielregeln für Partnerschaft und Kindererziehung aufgestellt worden. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache von Bedeutung, dass diese Regeln von jedem Paar individuell festgelegt werden müssen, weil wir nicht mehr auf brauchbare Rollenmodelle zurückgreifen können.

Eine Familie besteht nicht mehr allein aus Vater, Mutter und Kindern. Die Rolle der oder des Alleinerziehenden bezeugt weder ein soziales Unglück noch ein romantisches Fiasko; in den letzten Jahren ist die Patchworkfamilie mit »deinen«, »meinen« und »unseren« Kindern hinzugekommen, und auch der geschiedene Vater oder die geschiedene Mutter, die nur gelegentlich mit den eigenen Kindern zusammenleben, bilden in psychologischer wie existenzieller Hinsicht zweifellos eine Familie. Hinzu kommen homosexuelle Paare mit und ohne Kinder, Adop-

E i n l e i t u n g

tivfamilien, Pflegefamilien sowie Familiengemeinschaften, in denen mehrere Generationen unter einem Dach leben.

Es geht hier um eine sehr viel größere Veränderung als um den üblichen Generationenwechsel, und natürlich bringt diese Veränderung eine erhebliche Unsicherheit mit sich. In Skandinavien müssen wir ferner der Tatsache Rechnung tragen, dass über 90 Prozent derjenigen, die heute Eltern werden, etwa 25.000 Stunden ihrer Kindheit in pädagogischen Institutionen oder anderen Betreuungseinrichtungen verbracht haben. (In Deutschland dürfte die Zahl niedriger liegen, da hier Ganztagsbetreuung nicht üblich ist, so wie in Skandinavien.) Viele waren somit in weitaus stärkerem Maße professioneller Pädagogik als familiärer Erziehung ausgesetzt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass gerade in den letzten Jahren die Fragen verunsicherter Eltern zugenommen haben:

- * Was sollen wir tun, wenn unser Zweijähriger im Bett nicht einschlafen kann?
- * Wie soll man sich verhalten, wenn ein zehnjähriges Mädchen sich piercen lassen will?
- * Unsere vierjährige Tochter weigert sich, Gemüse zu essen. Was sollen wir tun?
- * Bei uns herrscht jeden Morgen totales Chaos. Was machen wir nur verkehrt?
- * Ich gehe Konflikten aus dem Weg. Ist das generell ein Fehler?
- * Wenn mein Mann mit den Kindern allein ist, hat er nie die Probleme mit ihnen, die ich habe. Woran liegt das?
- * Mein Lebensgefährte will Ruhe beim Essen. Ist das nicht schade für die Kinder?

- * Wir sprechen kaum noch miteinander. Wie können wir das ändern?
- * Für mich ist häufiger Sex sehr wichtig, aber meinem Mann reicht es, wenn wir einmal im Monat miteinander schlafen. Soll ich mich damit abfinden?

Die Unsicherheit in Fragen der Partnerschaft und Kindererziehung ist weder neu noch typisch für die heutige Eltern-generation. Eltern sind stets unsicher gewesen. Der Unterschied zu früher besteht vielleicht darin, dass die Eltern von heute diese Unsicherheit mit bewundernswerter Offenheit artikulieren. Die Zeiten, in denen alle wussten, was »man« zu tun hat, was richtig und falsch ist, sind vorbei.

Noch vor einer Generation lebten wir in einer relativ isolierten Gesellschaft mit einem hohen Maß an gemeinsamen Wertvorstellungen. Als ich 1960, im Alter von zwölf Jahren, meine Eltern um Erlaubnis bat, einen

Jazzclub besuchen zu dürfen, ließ die Antwort an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: »Kommt überhaupt nicht in Frage!« Als ich mich erdreiste-

Es gibt heute kaum mehr einen gesellschaftlichen Konsens darüber, was richtig und was falsch ist.

te, nach einer Begründung zu fragen, hieß es: »Das tut man nicht in deinem Alter, und damit basta!« Danach konnte ich ihre Behauptung anhand meiner gleichaltrigen Freunde überprüfen und stellte fest, dass sie Recht hatten. Keiner von ihnen hatte die Erlaubnis bekommen. Für die Generation meiner Eltern war dieses Wissen um das »richtige« Verhalten eine große Stütze. Es wurde zusätzlich abgesichert durch die feste Überzeugung, dass man vom »richtigen« Verhalten keinesfalls abweichen dürfe.

Für die heutigen Eltern, die ihren Zwölfjährigen erklären müssen, warum sie ihnen kein Vertragshandy zur Ver-

E i n l e i t u n g

fügung stellen, warum sie nicht wollen, dass sie sich den Nabel piercen oder betrunken nach Hause kommen, ist die Aufgabe sehr viel komplexer. Der Hinweis »Das tut man nicht« ist spätestens dann entkräftet, wenn die Kinder sich per SMS bei ihren Freunden versichert haben, dass sie es »sehr wohl tun«. Die Eltern sind also gezwungen, Rat einzuholen, mit anderen Eltern zu reden, Ärzte, Pädagogen und Schulpsychologen zu konsultieren. Doch allzu oft bleiben die Zweifel bestehen, denn auch die Experten sind sich nicht einig.

Noch vor einem halben Jahrhundert hatten diejenigen, die in der Gesellschaft den Ton angaben, verhältnismäßig klare Wertvorstellungen, was aus den gesellschaftlichen Debatten jener Tage, den damaligen pädagogischen Richtlinien für die Schulen und den Grundüberzeugungen der politischen Parteien deutlich hervorgeht. Auch spielten die Kirchen eine wesentlich größere Rolle als heute, wenn es galt, das Wertefundament der Gesellschaft zu definieren. Heutzutage ist es meist schwierig, den Wertekanon und das Menschenbild der Parteien – sofern überhaupt vorhanden – auf den Punkt zu bringen. Selbst die markantesten Persönlichkeiten profilieren sich weitgehend, indem sie *gegen*, nicht *für* etwas sind. Doch den Familien werden keine Perspektiven eröffnet, weder familienpolitisch noch in Form von Werten, die familiäres und gesellschaftliches Leben besser in Einklang bringen. Die Schulen sind im selben Maße von der konfliktorientierten Selbstbeschäftigung und allgemeinen Verunsicherung betroffen wie die Familien, und die Kirche hat in vielen Ländern Probleme, ihre zweifellos positiven Werte so zu vermitteln, dass sich die Menschen heute davon auch angesprochen fühlen. Überlegt man, nach welchen Regeln

unsere Gesellschaft vor allem organisiert ist, gelangt man zu der Erkenntnis, dass es die Regeln des Marktes sind. Es stellt sich überhaupt die Frage, inwieweit man sich heute als Mensch verstehen kann, ohne die Philosophie und die Mechanismen des Marktes zu begreifen.

Doch die Regeln des Marktes und dessen (inexistentes) Menschenbild eignen sich nicht als Wertegrundlage für die Familie, wenngleich sie in zunehmendem Maße auch unsere Vorstellung vom privaten Raum prägen. Die Möglichkeit, eine Partnerschaft oder Familie zu gründen, hängt für viele junge Menschen von der Fähigkeit zur Selbstvermarktung ab – ob in der Disko, im Internet oder an anderen Orten, an denen Singles ihre Markttauglichkeit erproben. Es gibt eine steigende Selbstmordrate unter westeuropäischen Frauen weißer Hautfarbe, die sich nicht damit abfinden konnten, dass ihr Brustumfang, ihre Genitalien und Beinlänge nicht den Idealvorstellungen des Marktes entsprachen. Kinder sind in beunruhigendem Maße zu Objekten und Handelsware reduziert worden.

Dabei geht es nicht allein um den konkreten Kinderhandel zum Ziel der sexuellen Ausbeutung, der illegalen Adoption oder der Versorgung kranker, wohlhabender Erwachsener mit gesunden Organen, wie dies in bisher nicht gekanntem Ausmaß geschieht, sondern es besteht unter ganz normalen gesetzestreuen Bürgern auch nahezu Einigkeit darüber, dass es ein gesellschaftlich finanziertes Menschenrecht ist, Kinder zu bekommen, auch wenn dies aus eigener Anstrengung nicht möglich ist. Wird man dann mit Zwillingen schwanger, diskutiert man allen Ernstes über die Möglichkeit, nur ein Kind zu behalten; und mittlerweile nähern wir uns der Zeit, in der man sich Augenfarbe und Körpergröße, das Geschlecht und den IQ seines

E i n l e i t u n g

Selbstvermarktung, Ausbeutung, Menschen als Ware: Die Gesetze des Marktes bestimmen auch unseren privaten Raum.

Nachwuchses wird aussuchen können. Vor kurzem insistierte ein Paar auf das Recht, sein adoptiertes Kind zurückzugeben, weil die Frau mehrere Jahre nach der Adoption schwanger wurde. Adoptionsvermittler erleben, dass künftige Adoptiveltern sich gegen die Kinder entscheiden, die nicht dem Selbstbild der Familie entsprechen. Gesellschaftliche Institutionen stempeln Kinder seit Jahren als mehr oder weniger »funktionstüchtig« ab, als handele es sich um Küchenmaschinen, die den europäischen Qualitätsstandards entsprechen müssen. Mir scheint, wir befinden uns auf einer ethischen Rutschbahn, auf der es kein Halten mehr gibt. Oder anders gesagt: So weit ist es offenbar mit unseren Werten gekommen. Solange die medizinische Technologie oder kriminelle Organisationen für ein entsprechendes Angebot sorgen, wird es an der Nachfrage nicht mangeln. So ist nun mal der Markt; die Frage ist nur, ob wir dessen Regeln auch auf unser Familienleben anwenden wollen.

Ebenso wie eigene Kinder bloß eine von mehreren Alternativen darstellen, werden Ehe und Partnerschaft nicht mehr als soziale oder moralische Notwendigkeit, sondern als persönliche Wahl betrachtet – eine Entwicklung, zu der wir uns beglückwünschen sollten. Niemand muss sich mehr gezwungen fühlen, mit jemand zusammenzuleben und sich von dieser Person gar unterdrücken oder misshandeln zu lassen. Dies gilt zumindest für die wohlhabenden europäischen Länder, die im sozialpolitischen Bereich die notwendige gesetzliche Basis hierfür geschaffen haben. Die Wertvorstellungen haben sich geändert. »Man muss um (fast) jeden Preis zusammenhalten« war früher

die Devise. Heute lautet sie: »Man muss sich selbst ernst nehmen.« Wie ich später zeigen werde, schließen sich diese beiden Maximen nicht automatisch aus.

Es ist Teil der marktorientierten Kultur, von Werkzeugen, Modellen, Konzepten und Methoden zu sprechen, und das ist es wohl auch, was sich Hilfe suchende Eltern und Partner, oberflächlich betrachtet, versprechen. Das Problem ist nur, dass es im Grunde keine Methoden gibt, die unter allen Umständen zum Erfolg führen. Dazu sind wir Menschen mit unseren wechselseitigen Beziehungen viel zu verschieden. Vermutlich klingt das merkwürdig aus dem Mund eines Mannes, der sich sein gesamtes Berufsleben hindurch auf dem »Marktplatz der Experten« getummelt hat, auf dem es von Methoden, Konzepten und stereotypen Lösungsmodellen nur so wimmelt – doch ist dies stets meine Meinung gewesen. Es gibt keine fachliche psychologische oder pädagogische Grundlage, um *eine* generelle Methode zu rechtfertigen.

Menschen sind keine Maschinen und bedürfen daher keiner »Werkzeuge« oder »Instrumente«. Hinsichtlich der Wertvorstellungen eines Menschen besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen den folgenden beiden Fragen: »Welche Instrumente gibt es, um Kinder zum Schlafen zu bringen?« und »Welche Eigenschaften und Fähigkeiten muss ich entwickeln, damit mein Kind ruhig schlafen kann?« Oder zwischen diesen Fragen: »Gibt es keine Instrumente, die Frauen dazu bringen, ihren Widerstand beim Sex aufzugeben?« bzw. »Ich finde, unser Sex ist zu sehr zur Routine erstarrt. Wie spreche ich am besten mit meiner Frau, damit sie sich nicht kritisiert fühlt und noch mehr die Lust verliert?« Dasselbe gilt für Methoden. Sie funktionieren nur, solange einer sich da-

E i n l e i t u n g

mit abfindet, von dem anderen auf ein Objekt reduziert zu werden.

Menschen fühlen sich unwohl und entwickeln sich schlecht, wenn sie Konzepten unterworfen werden. Fragen Sie Kinder, die in einem israelischen Kibbuz oder einem sowjetischen Kinderheim aufwuchsen, um zwei konträre ideologische Beispiele zu nennen. Die meisten von uns haben eine Vorstellung davon, wie ihre zukünftige Familie aussehen soll, doch eine Verwirklichung dieser Vorstellung gelingt nur, wenn sie der Tatsache Rechnung trägt, dass eine Familie aus lebenden Menschen besteht. Starre Konzepte sind wie Mini-Sekten: Sie funktionieren nur, solange ihre Anhänger willens sind, sich ihrem Erfinder oder Guru zu unterwerfen. Charakteristisch ist außerdem eine niedrige Toleranzschwelle gegenüber Abweichlern.

Das größte Problem der »Methoden«, vor allem in der Kindererziehung, besteht indes darin, dass alle Methoden prinzipiell einem bestimmten Zweck dienen – vor allem wenn die Erwachsenen eine geschlossene Front bilden und die Familien ein relativ isoliertes Leben führen. Das liegt nicht etwa daran, dass alle Methoden gleich gut wären, sondern ausschließlich an der außerordentlichen Fähigkeit

Wir übernehmen oft sogar *die* Erziehungsmethoden unserer Eltern, unter denen wir selbst gelitten haben.

und dem beharrlichen Willen der Kinder, sich den Erwachsenen, die sie lieben und von denen sie abhängig sind, anzupassen und unterzuordnen.

Der Kooperationswille der Kinder ist so groß, dass sie noch als Erwachsene die Erziehungsmethoden ihrer Eltern übernehmen, selbst wenn sie unter diesen gelitten haben. Daher gehören beispielsweise physische und psychische Gewalt sowie sexueller Missbrauch zu dem, was wir »negatives soziales Erbe« nennen.

Physische Gewalt ist zweifellos eine der effektivsten Methoden in der Kindererziehung – wenn effektiv bedeutet, dass Erwachsene so schnell wie möglich ihr Ziel erreichen. Beobachtet man Familien oder Länder, in denen physische Gewalt an Kindern immer noch akzeptiert ist, so lässt sich leicht feststellen, wie schnell Kinder dazu gebracht werden können, etwas zu essen, das sie nicht mögen; wie schnell ihre Proteste gegen Ungerechtigkeit verstummen und wie schnell sie ihre Augen schließen und still liegen, obwohl sie sich nur einen Augenblick zuvor geweigert hatten, sich schlafen zu legen. Die Folge sind Junge und Alte, die an Körper und Seele verkrüppelt sind, sowie destruktive Beziehungen zwischen Eltern und Erwachsenen. Doch wenn ein solches Verhalten den allgemeinen Wertvorstellungen entspricht, leben alle damit. Darin besteht ein Teil der Macht, die in starken gemeinsamen Wertvorstellungen liegt.

Wir können kein zufriedenstellendes Leben führen, wenn wir nach dem Prinzip des geringsten Widerstands handeln oder stets andere um Rat und Anleitung fragen müssen, wenn wir einem neuen Konflikt oder Problem gegenüberstehen. Es ist ebenso demütigend wie aufreibend, eine ständige Unsicherheit zu empfinden, die zudem Spuren in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern hinterlässt. Dennoch ist diese Unsicherheit für das Verhalten von immer mehr Eltern charakteristisch. Sie leben quasi von Konflikt zu Konflikt und erwarten sich Lösungen, die exakt den spezifischen Problemen angepasst sind, z.B. bei Schlafproblemen, Essstörungen, Streitereien am Morgen, Schulumüdigkeit, Alkoholmissbrauch etc. Doch pauschale Lösungen gibt es nicht! Hingegen gibt es übergeordnete Prinzipien und Werte, die uns helfen, individuelle Lösun-

E i n l e i t u n g

Mit einem Wertefundament
stehen wir individuellen Proble-
men nicht mehr länger hilflos
gegenüber.

gen zu finden. Statt in ständiger Angst vor dem nächsten Konflikt zu leben oder stets darum ringen zu müssen, diesen zu vermeiden, brauchen wir die Fähigkeit zur Unterscheidung, und zwar zwischen dem, was von außen – von

Experten, Eltern, Freunden und Familienangehörigen – an uns herange-
tragen wird, und dem, was unserer ei-
genen Überzeugung entspricht. Wir
brauchen also eine Richtschnur in

Form unserer Werte. Ebenso wie wir unsere Partnerschaft und die Erziehung unserer Kinder stets aufs Neue begründen müssen, sind wir gezwungen, zu unzähligen Fragen Stellung zu beziehen, die früher durch den gesellschaftlichen Wertekonsens beantwortet wurden. Da dies jeden Menschen überfordert, brauchen wir ein Wertefundament, auf das wir zurückgreifen können.

Lassen Sie mich das anhand einer aktuellen Problematik illustrieren: Immer mehr Kinder und Jugendliche sind derart übergewichtig, dass nicht nur ihre eigene Gesundheit und ihr eigenes Leben, sondern zugleich die ökonomische Stabilität der Gesellschaft bedroht ist.

Dieses Problem ist größtenteils auf den übermäßigen Konsum zuckerhaltiger Erfrischungsgetränke und fetthaltiger Snacks, von Junkfood und Fastfood, zurückzuführen. Lebensmittel, die es vor zwanzig Jahren entweder noch nicht gab oder nur ausnahmsweise verzehrt wurden, sind fester Bestandteil der täglichen Nahrungsaufnahme geworden. Bei den Erwachsenen verhält es sich nicht anders: Was noch vor einer Generation ein Festessen gewesen wäre, wird heute fast täglich konsumiert.

Nun stehen Eltern vor der Herausforderung, den Verbrauch ihrer Kinder an gesundheitsschädlichen Produk-